

□ Lesezeit: 4 min.

Reflexion über Mk 10,46-52 – Der blinde Bartimäus

Die Erzählung von der Heilung des Bartimäus, des Blindgeborenen, ist nicht nur die Chronik eines Wunders, sondern ein regelrechtes Gleichnis in Aktion über den Zustand des Jüngers. Diese Begegnung zwischen Jesus und Bartimäus ist die letzte Episode vor dem messianischen Einzug in Jerusalem, das Scharnier zwischen dem Wirken Jesu und seinem Leiden und seiner Auferstehung.

Bartimäus, der Blinde, der, einmal geheilt, sieht und nachfolgt, ist das leuchtende Gegenteil der Jünger, die, obwohl sie sehen, noch nicht verstanden haben. In diesem Horizont voller Kontraste möchte ich drei kurze Gedanken vorschlagen.

Jesus ergreift die Initiative

Noch bevor der Blinde ruft, ist Jesus dabei, von Jericho „aufzubrechen“ (V. 46). Der Ruf des armen Blinden ändert alles: Jesus macht sich bereit und ihm nah: „Da blieb Jesus stehen und sagte: »Ruft ihn her!«“ (V. 49). Die göttliche Initiative lenkt ihre eigene Bewegung, um bei demjenigen präsent zu sein, der vom Straßenrand aus ruft.

Dies ist ein beständiger Zug der Pädagogik Gottes: Wenn wir „rufen“, stellen wir fest, dass Er uns bereits gefunden hat. Dies ist das erste Geschenk, wir können sagen, das größte, das wir empfangen können. Auf dem Weg des Glaubens ist die „Blindheit“, die wir in ihren verschiedenen Formen in uns tragen, keine Verurteilung. Vielmehr ist sie wie eine Wunde, die geheilt werden kann. Wenn wir sie zu Jesus bringen, heilt sein Handeln nicht nur den Kranken, sondern verändert auch die Sichtweise derer, die ihm nahe sind. Ob wir nun selbst „blind“ sind oder ob wir jemandem nahe sind, der es ist, die Gegenwart Jesu macht immer den Unterschied. Er lässt jeden seine eigenen „Blindheiten“ sehen, seine eigenen Gleichgültigkeiten, die oft verborgen sind. Jesus verändert jeden von uns: Er schenkt das Augenlicht, weckt Empathie, lädt uns ein zu erkennen, dass wir alle in

gewisser Weise „Licht“ brauchen!

Die Demut, die eigene Blindheit anzuerkennen, und die Bereitschaft, geheilt zu werden

Dieser erste Schritt kommt, wenn wir ehrlich zu uns selbst sind. Bartimäus sieht nicht, aber er hat eine Stimme. Auch wenn er zum Schweigen gebracht wird, ruft er noch lauter: Seine Beharrlichkeit ist keine Arroganz, sondern die Form, die die Demut annimmt, wenn sie authentisch ist. Denn die Demut schweigt nicht angesichts der Gleichgültigkeit anderer: Sie kennt ihre eigene Not und schämt sich nicht, sie zu benennen: „Sohn Davids, hab Erbarmen mit mir!“ (V. 48).

Dieser Ruf enthält zwei Wahrheiten: Die erste ist ein Glaubensbekenntnis zur Person Christi, ausgesprochen von jemandem, der nicht mit den Augen des Körpers sieht, aber klar „sieht“, wen er vor sich hat. Die zweite ist das schamlose Eingeständnis des eigenen Elends, weil er weiß, dass er sich vor dem Sohn Gottes befindet.

Als er gerufen wird, wirft Bartimäus seinen Mantel weg, das Einzige, was er hatte. Nichts darf ihn in dem Moment zurückhalten, in dem er gerufen wird. Es ist ein kraftvolles Bild für uns heute: Die wahre Heilung, die zum authentischen Licht führt, erfordert, dass wir loslassen, woran wir uns aus Sicherheit, vielleicht auch aus Angst, klammern.

Dann ist die Frage Jesu an Bartimäus dieselbe Frage, die Jesus heute jedem von uns stellt: „Was willst du, dass ich dir tue?“ (V. 51)

Bartimäus bittet um das Einzige, was nötig ist: Er bittet darum, „sehen“ zu können. Die wahre Demut ist die Fähigkeit, die eigene Armut vor Gott präzise zu benennen, ohne sie durch Wünsche nach Macht oder oberflächlicher Befriedigung zu ersetzen.

Die Sturheit, angesichts einer umfassenderen Vision blind zu bleiben

Ein Gedanke zur Menge, die den armen Bartimäus anfangs zum Schweigen bringen wollte. Man fragt sich, wer wirklich „blind“ und vielleicht auch „taub“ war? Die Menge mit ihrer Gleichgültigkeit repräsentiert eine andere „Blindheit“ als die physische des Bartimäus: Es ist die Blindheit derer, die sehr gut sehen, aber in ihrer

eigenen, eingeschränkten Sicht der Dinge nicht gestört werden wollen. Es ist dieselbe Blindheit, die uns auch heute noch angesichts der Armut begleitet, die wir nicht „benennen“, geschweige denn ihr begegnen wollen.

Dies ist vielleicht die dringendste Lektion für uns heute: Es gibt Blindheiten, die geheilt werden können, wie die des Bartimäus. Aber es gibt Blindheiten, die sich dem Licht stur widersetzen, weil das Licht Gottes immer umfassender, unentgeltlicher und destabilisierender ist, als unsere Kategorien aufzunehmen bereit sind.

Die Heilung, die Gott anbietet, ist unendlich und unentgeltlich: Sie entspricht nicht der Logik des Verdienstes, der sozialen Ordnung, dessen, wer das Recht hat, gehört zu werden. Genau aus diesem Grund lauert die Versuchung, diejenigen „zum Schweigen zu bringen“, die vom Rand aus rufen – den Armen, den Jugendlichen in der Krise, denjenigen, der unbequeme Fragen an unsere gefestigte Praxis stellt – auch in unseren Gemeinschaften immer.

Diese Sturheit in uns selbst zu erkennen, ist kein Grund zur Entmutigung, sondern der Beginn eines neuen und befreienden Weges. Möge die Freimütigkeit des Bartimäus für uns ein Geschenk sein, möge sein Ruf in unserem Herzen ein „Zuhause“ finden, nicht nur einmal, sondern als ständiger Ruf dessen, der weiß, dass seine eigene Vision immer wieder durch die Gnade scharfgestellt werden muss. Nur dann werden wir, wie Bartimäus, wirklich „Jesus auf dem Weg nachfolgen“ (V. 52) können: wahre und authentische Jünger, nicht mehr nur geheilte Zuschauer, sondern Nachfolger, die gelernt haben zu sehen, worauf es ankommt.